

Jener Abend in Toulon

Autor(en): **Cocteau, Jean**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **33 (1965)**

Heft 10

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-570401>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jener Abend in Toulon

von Jean Cocteau

Vergangenen Monat musste ich zur Hochzeit meiner Cousine, der Tochter des Admirals S. R., nach Toulon fahren. Es wäre zuviel, wollte ich dieses bezaubernde Sodom beschreiben, wo das Feuer, ohne zu sengen, in Form einer schmeichlerischen Sonne vom Himmel fällt. Des Abends überflutet eine noch bestrickendere Lauigkeit die Stadt, und wie in Neapel oder Venedig ergeht sich die heiter erregte Menge über die mit Springbrunnen geschmückten Plätze mit ihren flittergoldenen Schaubuden, den Honigkuchenzelten und Bummlern. Aus allen Ecken der Welt finden sich hier die Bewunderer männlicher Schönheit ein, um die Matrosen anzustauen, die, allein oder in Gruppen, umherflanierten, dem bewundernden Blick mit einem Lächeln antworten und das Angebot zu einem Drink nie ablehnen. Ein nächtliches Salz verwandelt hier den brutalen Sträfling, den derben Bretonen, den verwegensten Korsen in jene tief ausgeschnittenen, sich in den Hüften wiegenden Schönheiten, die den Tanz lieben und ihre Tänzerinnen in eines der versteckten Hotels am Hafen geleiten.

Eines der Cafés, wo getanzt wird, leitet ein ehemaliger Cafékonzertsänger, der eine Fistelstimme hat und als Frauenimitator aufzutreten pflegte. Eines Abends, als ich die Tür zu diesem erstaunlichen Wesen aufstieß, hatte ich, vom Profil gegen das mechanische Klavier gelehnt, den Anblick eines jungen Matrosen, dessen stolze Haltung und herausforderndes und verächtliches Gebaren mir auffielen. In Goldbuchstaben stand «Ernest Renan» auf einer schräg bis auf die linke Braue in die Stirn gerückten Mütze mit rotem Pompon. Er hatte eine schwarze Militärbinde um den Hals geschlungen und trug jene Art weiter Hosen, die es den Seeleuten früher ermöglichten, sie bis über die Schenkel hochzukrempeln, und welche die heute üblichen Bekleidungs Vorschriften untersagen. Anderswo hätte ich es nie gewagt, mich diesem selbstbewussten Blick auszusetzen. Aber Toulon ist Toulon — der Tanz vermeidet oft lästige Einleitungen, er wirft Unbekannte einander in die Arme oder führt zu einem freundlichen Gespräch. Ich forderte ihn zu einem Glas Bier auf. Er nahm an. Zu einer Musik voller Verbrämungen tanzten um uns die Paare. Die zurückgebeugten Körper beauschten sich, die ernstesten Profile schlugen die Augen nieder, drehten sich weniger rasch als die Beine, die tobten und manchmal wie ein Pferdeshuf stampften. Die freien Hände nahmen die graziöse Pose an, in der sich das einfache Volk gefällt, wenn es ein Glas ergreift. Ein Frühlingstaumel riss die Leiber mit.

Ledig der Ausrüstung, die einen Zivilisten einschüchtert, und ohne das herausfordernde Gebaren, das die Matrosen zur Schau tragen, um sich Mut zu machen, wurde «Ernest Renan» befangen. Seine Nase war bei einer Rauferei mit einer Karaffe zer-



schlagen worden. Eine gerade Nase hätte ihn vielleicht langweilig erscheinen lassen. Die Karaffe hatte dem Meisterwerk der Natur den letzten Daumendruck gegeben. Auf der Brust hatte dieser Bursche, der mir das strahlende Glück selbst zu sein schien, in blauen Buchstaben das Wort «Tapageuse» (Pechvogel) eintätowiert. Er erzählte mir seine Geschichte, die tragisch genug war. Seine anklagende Tätowierung berichtete sie. Er kam aus dem Marinegefängnis. Nach einer Meuterei auf der «Ernest Renan» hatte man ihn mit einem Kameraden verwechselt. Aus diesem Grund hatte er die Haare ganz kurz geschoren, was er bedauerte, was ihm aber prächtig stand. «Ich habe kein Glück», wiederholte er und schüttelte diesen kahlen Kopf auf dem antiken Torso, «und werde nie eines haben!» Mit einem Tintenstift umzäunte ich die unheilvolle Tätowierung, um ihren Zauber zu bannen. Er lächelte. Er begriff, mehr animalisch, dass er hier geborgen war, dass unsere Begegnung nicht denen ähnelte, an die er gewohnt war: hastige Begegnungen, bei denen die Selbstsucht triumphiert.

Pechvogel! Wie war das möglich? Mit diesem Mund, diesen Zähnen, diesen Augen, den muskulösen Schultern und Beinen? Um dieses Problem zu lösen, schloss ich die Augen und heuchelte Schlaf. Pechvogel verharrte reglos an meiner Seite. Ich fühlte, wie er ein heimliches Manöver einleitete, um langsam seinen Arm zu befreien, auf dem mein Ellbogen lag. Nicht einen Augenblick kam mir der Gedanke, er könne einen schlimmen Streich planen. Das hiesse das Zeremoniell der Marine verkennen, deren ABC «Haltung und Zucht» heisst.

Ich beobachtete ihn durch einen Spalt der Lider. Mit der furchtbaren Langsamkeit eines Falschspielers erprobte er meinen Schlaf, hustete, berührte mich, lauschte auf mein Atmen, näherte sein Gesicht meiner schlaff neben seiner liegenden Hand. Unzarter Zeuge dieses Versuchs eines unglücklichen Kindes, das auf offenem Meer eine Rettungsboje auf sich zutreiben fühlt, musste ich mir Gewalt antun, um ein plötzliches Erwachen zu heucheln . . .

Ich musste mein Hotel aufsuchen und verabschiedete mich. Draussen plätscherte ein Springbrunnen auf dem leeren Platz. «Nein», dachte ich, «wir sind nicht von derselben Art. Es ist schon viel, eine Blume, einen Baum, ein Tier zu empfinden. Unmöglich, damit zu leben!»

Der Tag brach an, Hähne krächten. Eine kühle Brise wehte mich an. Als ich in das Hotel zurückkam, ging mir durch den Sinn, wie sehr Gottes Sparsamkeit zu bewundern ist. Sie lässt den Liebe finden, der ihrer mangelt, und damit das übervolle Herz nicht birst, verweigert er sie denen, die davon erfüllt sind.

(Aus dem Französischen von H. B. Wagenseil.)

Träumerei am Golf von Neapel

Nun sitze ich hier, über mir die leise im Abendwind wehenden Fächer der Palmen, vor mir das Meer, und die Dämmerung der Nacht sinkt über diese rätselhafte Stadt, deren Lichter sich entzünden wie eine Kette leuchtender Perlen.

Ich sitze und träume, während mein Leben, das ich bisher gelebt, versinkt wie hinter Bergen, in denen der Tag versank. Ich träume von Dir, Pasquale.

Welch ein schöner, welch ein seltener Name! Nicht, dass Du ebenso ungewöhnlich wärest wie dieser Klang. Und doch: in keinem der tausend Gesichter,